Sind fiele Feler schädlich?

Es tobt ein Krieg um die Methode, wie Kinder in der Schule lesen und schreiben lernen sollen.

Von Barbara Höfler

NZZ Folio, 1.4.2019

An einem Nachmittag im April vor einem Jahr hielt mein damals fünfjähriger Sohn im Kritzeln inne. Vom Spülbecken aus war zuzuschauen, wie sich in seinem Kopf ein Gedanke formte. Nach Erreichen der Garzeit beugte er sich über den Küchentisch und brachte mit Buntstift Folgendes zu Papier: NANU. Sein erstes selbst gedachtes, nicht abgeschriebenes Wort. Die literarische Geburt meines Kindes!

Ein halbes Jahr später kam er in die Schule. Vier Wochen später schrieb er mir die ersten Briefe. Sie handelten von seinen Sorgen (BAIMIA WONÄN GESBÄNSTA) oder erteilten mir Anweisungen (HOITÄ BTÄ MAL AEN BISCHÄN FRÜAIN DASBÄT). Wobei im letzten Halbjahr zum Wunder des Schreibens auch noch das Wunder des Lesens trat: Erst schaffte er nur die Geräusche in den «Tim & Struppi»-Comics, nun die Dialoge.

Auf dieser Welle des Schreib- und Leseglücks war meine einzige Sorge, dass ich als Vorleserin bald überflüssig würde. Doch dann kam ich mit einer Bekannten ins Gespräch, deren Sohn im ersten Jahr aufs bayerische Gymnasium geht. Für den Inhalt seiner Aufsätze, sagte die Mutter, verdiene er die Bestnote 1. Er bekomme aber eine 3. Wegen haarsträubender Rechtschreibfehler.

Die Mutter hat ein Staatsexamen in Jura, ist selbst Journalistin, hat das Schreiben also, wie ich, zum Beruf. Wie konnte es passieren, dass ihr Kind eine so schlechte Orthographie mitbringt? Die Mutter schien ihrerseits überrascht. Ob ich es denn nicht wisse? Schuld sei doch die Unterrichtsmethode, nach der auch mein Sohn lernt: Schreiben nach Gehör.

Die Gefahr hat viele Namen: Schreiben nach Gehör, lauttreues Schreiben, Lesen durch Schreiben oder «Reichen-Methode», benannt nach dem Erfinder, dem Schweizer Reformpädagogen Jürgen Reichen.

In der aktuellen Rechtschreibdiskussion, die auch die Schweiz erfasst hat, wird dieser Leselehrgang für einen historischen Rechtschreibverfall verantwortlich gemacht.

Kinder wie mein Sohn bekommen dabei eine «Anlauttabelle», auf der zu jedem Buchstaben ein Bild zeigt, wie er tönt: A wie Affe, Z wie Zebra. Nun gilt es nur noch zu horchen, wie ein Wort klingt, und die Buchstaben aus der Tabelle zu suchen. Schon schreiben sie Briefe, natürlich orthographisch falsch. Die Rechtschreibung, sagten uns die Lehrer, komme dann im nächsten Schritt, spätestens in der zweiten Klasse. Zu spät, laut meiner Bekannten: Die falschen Wortbilder prägten sich in dieser Frühphase des Schreibens derart tief ein, dass zwei der Schulfreunde ihres Jungen soeben den Legasthenie-Test bestanden hätten, sagt sie.

Besorgte Eltern und die Presse werfen den Schulen Leistungsverweigerung vor. «Lesen durch Schreiben», so die «Rheinische Post», habe «ganze Jahrgänge von Orthographie-Krüppeln produziert». «Mit solchen Bildungsexperimenten», so «Die Welt», zeigten Lehrer ihre «Verachtung für Kinder». Der Schweizer SVP-Nationalrat Peter Keller findet, die «schädliche Methode» müsse aus dem Verkehr gezogen werden. Die Erziehungswissenschafterin Renate Valtin, die Bücher zum Schriftspracherwerb geschrieben hat, hält sie für «gefährlich».

In Hamburg untersagte der Bildungssenat bereits 2014 «Methoden, nach denen die Kinder monatelang oder gar jahrelang nicht auf richtige Rechtschreibung achten müssen». Baden-Württemberg folgte 2016, Brandenburg wird zum nächsten Schuljahr folgen, Nordrhein-Westfalen und Schleswig-Holstein überlegen noch.

Seit Oktober 2018 ist Nidwalden der erste Schweizer Kanton, der «Lesen durch Schreiben» ab der zweiten Klasse verbietet. In fünf weiteren Kantonen zogen Politiker mit eigenen parlamentarischen Initiativen nach: Zürich, Solothurn, Aargau, St. Gallen und Luzern.

Die Kritiker fordern eine Rückkehr zum Unterricht der alten Schule, in der Diskussion «Fibel-Methode» genannt. Das heisst, erst einen Buchstaben nach dem anderen üben, dann kurze Wörter lesen («Wau, wau! Nein, Fiffi!»), viel Diktat und erst in der zweiten Klasse eigene Texte schreiben, gleich orthographisch korrekt.

Umso überraschter stellte ich fest, dass mein Sohn laut seiner Klassenlehrerin trotz Anlauttabelle durchaus nach der «Fibel» lernt, dass der Marktanteil von «Lesen durch Schreiben» in ganz Deutschland laut dem entsprechenden Lehrmittelverlag nur bei drei Prozent liegt und es überdies noch rechtlich unklar ist, ob es sich bei all den Verboten überhaupt um solche handle. Oder ob «Verbot» einfach spektakulärer klingt als «Weisung», «Empfehlung» oder «Brief an die Schulen».

Der Basler Revoluzzer

Geschichten muss man von vorn nach hinten lesen, verwickelte wie diese allemal. Sie beginnt bei Jürgen Reichen, dem Mann, dem Kritiker vorwerfen, er habe die Pädagogik des vergangenen halben Jahrhunderts zu ihrem Schaden geprägt. Viel findet man nicht zu ihm: ein Grundlagenbuch, ein Lehrmittel für Leseanfänger.

Darüber hinaus wahrte Reichen sein Gedenken vor allem selbst, indem er vor seinem Tod 2009 ein 450seitiges PDF mit «verstreuten bzw. unveröffentlichten Aufsätzen, Interviews und Erfahrungsberichten» zum Download zusammenstellte. Seine ebenfalls verstorbene Frau steuerte auf www.reichen.de noch eine Kurzbiographie bei, «um die häufig verbreiteten unkorrekten Informationen» über ihren Mann richtigzustellen. Offenbar starben hier zwei Menschen im Zwist mit Menschen, die anderer Meinung waren – über Rechtschreibfehler.

Reichen, geboren 1939 in Basel, war Revoluzzer. Er gründete bei den Basler Pfadfindern die Behindertengruppe «Pfadi trotz allem», wurde Primarlehrer und entwickelte in den 1970er Jahren ein ganzes Schulkonzept. Wie andere Reformpädagogen wollte er freien Unterricht in offenen Werkstätten, in denen Kinder sich selbstgesteuert im eigenen Lerntempo alles beibringen und der Lehrer nur Hilfestellung gibt. Reichen war vom impliziten, «unabsichtlichen» Lernen überzeugt: je weniger Druck, desto effektiver.

Reichens Erstlesegang «Lesen durch Schreiben» war sein Vorzeigeprojekt. Wie Maria Montessori hatte er festgestellt, dass viele Kinder erste Wörter schreiben, bevor sie lesen können. Im Fibel-Unterricht gingen die Schulen aber den umgekehrten Weg: erst lesen, dann schreiben. Reichen behauptete, mit seiner Methode lernten die Kinder schreibend das Lesen von allein. Das Tor zur Schrift stiess er ihnen vom ersten Schultag an auf: mit dem von ihm entwickelten «Buchstabentor», dem Vorläufer der heutigen Anlauttabelle.

Die ersten Lehrer probierten den Leselehrgang 1980 aus. Mit Erfolg. Der Schwyzer Erziehungsrat lobte 1982 in einem Zwischenbericht, «Lesen durch Schreiben» habe «den Unterricht in der ersten Klasse positiv verändert» und bei «Behörden, Lehrern und Eltern ein sehr positives Echo ausgelöst». Im Bericht des Jahres 1988 heisst es abermals: «Kinder erleben Freude an ihrer Arbeit, gute Motivation.» Dann aber auch schon: «Eltern sind skeptisch, wollen von Anfang an ‹Rechtschreibung› drillen.»

Für Reichen war die Rechtschreibung das «trojanische Pferd», mit dem Kritiker sein komplettes Schulkonzept beschädigen wollten. Orthographie war aber auch der Pferdefuss: Denn nur ein Teil des deutschen Wortschatzes schreibt sich, wie man spricht. Reichen war Inhalt wichtiger. Dass ihn «das Thema Rechtschreibung

didaktisch zutiefst langweilt», gab er zu. Der «Grossteil der Deutschen» litt für ihn «in puncto Rechtschreibung an einer kollektiven Zwangsneurose». Seine radikale Meinung war, dass Kinder sich auch Orthographie in innerer Regelbildung aneigneten. Als Hilfsmittel entwickelte er Rechtschreib-Puzzles und eine Rechtschreib-Software für sie. Anders als sein Buchstabentor machten sie aber keine Karriere.

Zum Mainstream im Unterricht wurde die Anlauttabelle dank einem anderen, dem Reichen-Schüler Hans Brügelmann. Er schrieb 1983 «Kinder auf dem Weg zur Schrift», ein Standardwerk der Erstlesedidaktik. Brügelmann lieferte die Theorie, die Reichens polternder Praxis fehlte, und war weniger radikal. Bei ihm schreibt der Lehrer die korrekte Orthographie in «Erwachsenenschrift» daneben. Brügelmann hatte als Pädagogikprofessor, der er bis 2018 war, die Position und den Einfluss, seinen «Spracherfahrungsansatz» zu propagieren, ausserdem hatte er den Grundschulverband hinter sich und beste Argumente.

Die 1980er Jahre waren die «kognitive Wende» der Schulpädagogik. Man wollte weg vom Frontalunterricht, das Kind in den Mittelpunkt stellen. Aus Grossbritannien kam die Erkenntnis, dass Lesen- und Schreibenlernen keine Einzelleistungen sind, sondern eng miteinander verknüpfte Prozesse. «Eine der komplexesten kulturhistorischen Leistungen überhaupt», sagt Sascha Schroeder von der Uni Göttingen.

Duell der Weltbilder

Schroeder leitete von 2012 bis 2018 die Forschungsgruppe Spracherwerb und Leseentwicklung am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Man weiss, dass Kinder beim Schriftspracherwerb mehrere aufeinander aufbauende Prozesse durchlaufen. Erst kommt die Einsicht in die Symbolhaftigkeit der Buchstaben. Dann die Entdeckung des Zusammenhangs zwischen Buchstabe und Laut. Erst danach können Rechtschreibregeln verstanden werden, in ansteigender Komplexität bis zur neunten Klasse.

Im Grunde brauchte sich der Rechtschreibstreit also nur noch um die Frage zu drehen: Wann soll Lautschrift enden und Rechtschrift beginnen? Die Antwort ist aber auch schon bekannt: «Sobald die Buchstaben-Laut-Verbindung sitzt», sagt Schroeder. Das ist von Kind zu Kind verschieden. «Aber grob gesagt nach einem Jahr.»

Andere Debatten wären damit beendet. Die Rechtschreibdebatte nicht. Denn an ihr beteiligen sich nicht nur die, die wissen, wovon sie reden, sondern alle. Jeder war schliesslich mal in der Schule und hält sich daher für kompetent. Dann wird aus Brügelmann Reichen, und Reichen war der, der bis zur vierten Klasse nicht korrigiert hat, was verboten gehört.

Aber auch Fachleute scheinen die Debatte anzuheizen. Weltbilder prallen aufeinander, die Reformpädagogik gegen das Lob der Disziplin. Manche haben vielleicht eigene Konzepte oder Professuren zu verteidigen. Auch der Lehrmittelmarkt ist lukrativ. Vielleicht kocht die uralte Diskussion um Reichen auch neu hoch, weil Brügelmanns Generation jetzt in Rente geht.

Leichter wäre es, könnte man sagen, wer welchen Leselehrgang wo und wie lange benutzt. Doch einer statistischen Erfassung steht die Methodenfreiheit im Weg. Sie soll Lehrer vor staatlicher Einmischung schützen. Der Gesetzgeber trägt damit aber auch der Tatsache Rechnung, dass Lehrer durch ihre Ausbildung am besten qualifiziert sind, über Methoden zu entscheiden. In der Praxis mischen Lehrer daher meist mehrere Methoden. Denn einen heterogeneren Verband als eine Primarklasse, in der Kinder zwischen fünf und sieben Jahren mit ganz unterschiedlichen Niveaus zusammenkommen, gibt es nicht – ebenso wenig eine Methode für alle.

So ist das Repertoire mit Anlauttabelle und Fibel auch noch längst nicht erschöpft. Es gibt noch analytische, synthetische und analytisch-synthetische Methoden, die Silbenmethode oder die Lautiermethode, bei der Buchstabentafeln Kindern die Mundstellungen beim Lautieren zeigen. Neu ist nur, dass man Lehrern immer weniger zutraut, die richtige Methode zu wählen.

Zweifelhafte Verbote

Die Rellinger Schule in Hamburg ist eine der wenigen, an denen «Lesen durch Schreiben» weitgehend rein unterrichtet wird. Nachdem Reichen 1995 als Dozent ans Hamburger Institut für Lehrerfortbildung gegangen war, unterrichtete er hier bis zur Pensionierung 2006. Noch länger gab er Lehrerschulungen, aus Furcht vor unqualifizierten Nachahmern, sagt die Schulleiterin Petra Stumpf. Für die Leistungen ihres Kollegiums überreichte Bundespräsident Roman Herzog ihr 2012 den Preis als «Schule des Jahres».

Der Hamburger Bildungssenator Ties Rabe gratulierte Stumpf dazu. Zwei Jahre später war er der erste in Deutschland, der «Lesen durch Schreiben» verbot. In einem Bundesländervergleich des Instituts zur Qualitätsentwicklung im Bildungswesen (IQB) war Hamburg auf einem der letzten Plätze gelandet. Weniger medienwirksam wurde später kommuniziert, dass Hamburg die Anlauttabelle doch weiterhin empfehle. Lediglich «Nichtkorrektur» sei verboten. «Das ist keine sachliche Auseinandersetzung», sagt Stumpf. «Und das macht es so ärgerlich.»

Können die Schüler der Rellinger Schule schlechter rechtschreiben als die an Vergleichsschulen? Hamburg verfügt heute über eines der ausgefeiltesten Schul-Monitoring-Systeme Deutschlands. «Es sind keine Unterschiede festzustellen», sagt Stumpf.

STEVE MCCURRY / MAGNUM PHOTOS

Am Nachweis, dass «Lesen durch Schreiben» schlechtere Rechtschreibleistungen produziert als die «Fibel-Methode», arbeiten Wissenschafter sich immer wieder mit immensem Aufwand ab. Verglichen werden Schüler, die aus unterschiedlichen Elternhäusern und sozialen Schichten stammen, verschiedene Kindergärten besuchen und bei verschiedenen Lehrern an verschiedenen Schulen lernen. In der Praxis kommen die beiden Methoden allerdings kaum in Reinform zur Anwendung.

2004 brachte eine Metaanalyse von 16 solcher Studien mit insgesamt 800 Klassen ans Licht: Zuerst fallen «Lesen durch Schreiben»-Schüler ab. Bis zur vierten Klasse nivellieren sich aber sowohl die Lese- als auch die Rechtschreibfähigkeiten, unabhängig von der Methode. Nur Kinder mit Deutsch als Zweitsprache, insbesondere solche aus sozial schwachen, bildungsfernen Familien, kommen mit «Lesen durch Schreiben» schlechter zurecht. Sie brauchen andere Förderung. Als Hauptfaktor für den Lernerfolg stellte sich jedoch die altbekannte Konstante heraus: der Lehrer. Von seinen pädagogischen Fähigkeiten hängt es ab.

Im Herbst 2018 meldete die Uni Bonn, sie habe den finalen Beweis nun gefunden: «Lesen durch Schreiben» erzeuge 55 Prozent mehr Rechtschreibfehler als «der systemische Fibelansatz». Die Doktorarbeit, die das herausgefunden haben will, ist bis heute nicht veröffentlicht. Brandenburg und alle Schweizer Kantone, die nun Verbote fordern, berufen sich unbesehen dennoch darauf.

Dass es auf Fakten im Zweifelsfall nicht ankommt, zeigte sich in Nidwalden. Dort hatte die Bildungsdirektion selbst einen Bericht beauftragt, um das Methodenverbot zu begründen. Er kam zum Ergebnis, dass es «keine klare Überlegenheit einer Methode» gebe und das Reichen-Lehrmittel schon seit 2002 nicht mehr auf der Nidwaldner Lehrmittelliste stehe. Bildungsdirektor Res Schmidt (SVP) verschickte seine «Weisung» dennoch an die Schulen. In den Ferien.

Der Lehrerverband Nidwalden und seine Präsidentin Lea Lowth versuchen, den Schaden, den das Image der Lehrer dadurch erlitten hatte, mit «Gegen-Publicity» zu mildern: «Nach den schlechten Schlagzeilen haben wir selber einen Text verfasst, der Eltern zeigt, wie die Kinder arbeiten», so Lowth. Ansonsten mache man «guten Wissens und Gewissens einfach weiter».

Rechtschreibung? Egal!

In Baden-Württemberg beschweren sich Eltern, wenn ihre Kinder «trotz Verbot» weiter lautschriftlich schreiben. In Hamburg fordert die Freie Demokratische Partei Sanktionen für solche Schulen. Theoretisch droht Lehrern, die sich widersetzen, ein Disziplinarverfahren. Dann müsste ein Gericht entscheiden, ob die Einmischung in die Methodenfreiheit auf dem Boden des Gesetzes stehe. Und das wegen eines Leselehrgangs, der in 97 Prozent der Schulen keine Anwendung findet und vorläufig nicht ausschlaggebend für die Rechtschreibung ist.

Wollte man wirklich nach Ursachen für Rechtschreibschwäche fragen, kämen andere Faktoren zuerst in Betracht: Lehrermangel, Lehrerausbildung, Aufgabenzuwachs der Schulen, Geld. Ihren Teil trug sicher auch die Rechtschreibreform mit «alternativen Schreibweisen» bei. «Viel leichter ist es doch aber, eine einfache Sau wie ‹Lesen durch Schreiben› durchs Dorf zu treiben», sagt Michael Klaibor vom Heinevetter-Verlag, in dem Reichens Lehrmittel erscheint. Klaibor versuchte, eine Unterlassungsklage gegen die Uni Bonn zu erwirken, scheiterte aber schon bei der Fachanwaltssuche.

Es wundert einen in dieser zugigen Diskussion dann nicht mehr, dass noch nicht einmal erwiesen ist, ob es überhaupt eine Rechtschreibkatastrophe gebe. In einer Zeit, in der via E-Mail, Whatsapp und Social Media so viel und so flüchtig geschrieben wird wie noch nie, sieht man vielleicht nur mehr Rechtschreibfehler. Es gibt jedenfalls keine Langzeitstudie, die den Rechtschreibverfall beweist.

Was es gibt, ist eine Studie des emeritierten Germanistikprofessors Wolfgang Steinig, der Viertklässlern in Nordrhein-Westfalen 1972, 2000 und 2012 einen Film zeigte, zu dem sie einen freien Text schreiben sollten. 1972 zählte Steinig 6,94 Rechtschreibfehler pro 100 Wörter. 2012 waren es 16,95.

Als Nebenprodukt zeigt die Studie auch, was sich in der Zeit sonst noch verändert hat: alles. Die Familienstruktur, der Arbeitsmarkt, die Mediennutzung, die Klassenzusammensetzung, die soziale Ungleichheit und sogar die Schülertexte. Aus trockenen Nacherzählungsberichten wurden mit der Zeit Filmrezensionen aus der Ich-Perspektive.

Laut dem Bildungsforscher Sascha Schroeder befinden wir uns «in einem historischen Wandel in Bezug auf die Rechtschreibung. Es kann sein, dass ihre Bedeutung abnehmen wird.» Es gibt viele Dinge, die Schülerinnen und Schüler zukünftig zusätzlich lernen müssen. Vielleicht ist dann die Rechtschreibung nicht mehr die zentrale Kompetenz.

Mein Sohn kann mir Briefe dereinst vielleicht nur noch mit der Autokorrektur schreiben. Furchtbar. Aber er kann immer noch Goethe werden. Die deutsche Rechtschrift gibt es noch keine 150 Jahre. Das orthographische Chaos, das vorher herrschte, konnte Weltliteratur nicht verhindern.

Barbara Höfler ist freie Journalistin; sie lebt in München.